

Ein Herrscher im Reiche der Gefühlsmusik.

1. Im Elternhause.

Sechs Meilen von Warschau liegt das Dorf Zelazowa Wola. In diesem dem Grafen Starbel gehörenden Dorfe wurde am 1. März 1809 Friedrich Chopin geboren.

In den ersten Jahren seiner Kindheit war Friedrich sehr empfindlich gegen Musik; sobald er sie hörte, brach er in Thränen aus und ließ sich schwer beruhigen. Bald zeigte er aber eine so sichtbare Vorliebe für das Klavier, daß die Eltern Veranlassung nahmen, dem Sohne Klavierunterricht geben zu lassen. Nach einigen Jahren machte das Kind so gewaltige Fortschritte im Klavierspiel, daß man in allen Warschauer Salons mit Bewunderung von demselben sprach.

Als im Jahre 1818, am 24. Februar, ein öffentliches Konzert zu Gunsten der Armen stattfinden sollte, bat Niemcewicz, ehemaliger Adjutant von Kosciuszko, im Einverständniß mit andern hochgestellten Persönlichkeiten, den noch nicht volle neun Jahre zählenden Virtuosen, in diesem Konzerte mitzuwirken. Man konnte diesen Wunsch nicht unerfüllt lassen, und der erste Schritt, den Chopin auf seiner künstlerischen Laufbahn unternahm, galt einem wohlthätigen Zwecke.

Einige Stunden vor seiner ersten Produktion stellte man „Fräuschen“, wie er gewöhnlich zu Hause gerufen wurde, auf einen Stuhl, um ihn zu dem ersten Auftreten vor einer zahlreichen Versammlung würdig anzukleiden. Das Kind freute sich über sein Röckchen und besonders über den schönen Kragen, den es tragen sollte.

Als nach Schluß des Konzertes, dem seine Mutter nicht beigewohnt hatte, dieselbe ihren Sohn umarmend fragte:

„Was hat denn wol dem Publikum am besten gefallen?“

antwortete er frisch:

„O Mama, Alle schauten nur auf meinen Kragen!“ Ein Beweis dafür, wie frei von Eitelkeit auf sein Spiel der Knabe war.

Seit diesem Abend rissen sich die Vertreter der höchsten Aristokratie um das Wunderkind und betrachteten den talentvollen Knaben als eine Zierde der Salons.

Mit welcher Ausdauer Friedrich arbeitete, um die technischen Schwierigkeiten auf dem Klavier zu überwinden, mögen die Mittheilungen der damaligen Zeugen seiner Studien beweisen. Ergriffen von dem Wohlklang

eines Akkordes mit der Oberdominante in weiter Lage, welche er seiner kleinen Hand wegen nicht greifen und zu gleicher Zeit anschlagen konnte, suchte er ein Mittel, derselben die erwünschte Ausdehnung zu geben, und machte sich eine Vorrichtung zwischen die Finger, welche er sogar während der Nacht beibehielt. Nicht die Ruhnsucht, auch nicht die Absicht, Anderen in neuen Schwierigkeiten auf dem Klavier zuvorkommen, bewog ihn zur Anwendung dieses Mittels, sondern er that es, weil er den Unterschied zwischen gebundenen und getrennten Akkorden bemerkte. Diese Akkorde bildeten späterhin eine charakteristische Seite in Chopin's Kompositionen.

Das außerordentliche Kompositionstalent, welches Friedrich an den Tag legte, veranlaßte den Vater, ihn im Kontrapunkte so weit unterrichten zu lassen, als es die Vorbereitung für das Lyceum in Warschau nicht störte. Von der Absicht, Friedrich zum Künstler heranzubilden, war damals noch nicht die Rede. Nikolaus Chopin traf die beste Wahl, indem er seinen Freund Elsner hat, Friedrich's Lehrer zu werden. Bis zum Tode blieben Lehrer und Schüler durch Freundschaft und Hingebung miteinander verbunden. Als man Elsner darauf aufmerksam machte, daß Friedrich sich den üblichen Regeln nicht füge, daß er sich nur von seiner eigenen Phantasie leiten lasse, die von den allgemeinen Regeln der Musik abweiche, erwiederte der ehrwürdige Direktor des Konservatoriums:

„Laßt ihn nur in Frieden. Er geht deshalb nicht den gewöhnlichen Weg, weil seine Begabung eine außergewöhnliche ist. Er hält sich nicht streng an die althergebrachte Methode; dafür hat er seine eigene, und er wird in seinen Werken eine Originalität offenbaren, wie sie bisher bei Niemandem in solchem Grade zu finden war.“

Wenn die Jüglinge seines Vaters zu viel Lärm im Hause machten, brauchte sich Friedrich nur an das Klavier zu setzen, um sofort die größte Ruhe herbeizuzubern.

Eines Tages, als Professor Chopin nicht zu Hause war, entstand in der Pension ein furchtbarer Spektakel. Der anwesende Lehrer Barzinski wußte sich auf keine Weise Rath zu verschaffen; da trat zum Glück für den bereits ganz nervös gewordenen Lehrer Friedrich in den Saal. Ohne sich lange zu besinnen, ersuchte er die Tobenden, sich zu setzen, rief Diejenigen, welche noch außerhalb des Saales tobten, herein und versprach ihnen unter der Bedingung, daß sie keinen Lärm mehr machten, eine interessante Geschiede auf dem Klavier zu improvisiren. Sofort herrschte Todtenstille. Friedrich setzte sich an das Instrument und löschte die Lichter aus. Er erzählte, wie Räuber sich dem Hause nahten, wie sie auf Leitern durch die Fenster gestiegen, aber durch Unruhe im Hause verheugt worden wären.

Ohne Säumen, auf geflügelten Sohlen, wären sie in den tiefen, dunkeln Wald geflüchtet und dann unter dem Sternenhimmel eingeschlafen. Er spielte immer zarter und leiser, als wenn er beabsichtigte, Kinder einzuschlafen, bis er entdeckte, daß seine Zuhörer endlich nach und nach einschummert waren. Geräuschlos verließ der junge Künstler den Saal und schlich zu seinen Eltern und Geschwistern, die auf seine Bitte ihm mit Licht folgten. Nachdem die Familie Chopin über die verschiedenen Stellungen der Schlafenden gelächelt hatte, setzte sich Friedrich wieder an das Piano und schlug einen durchdringenden Akkord an, so daß Alle erschrocken aufstuhren, ohne zu wissen, was geschehen. Ein herzliches Gelächter bildete das Finale dieses musikalischen Scherzes.

2. Das Konzert im Posthause.

Von Zeit zu Zeit kamen berühmte Künstler des Auslandes nach Warschau, um dort zu konzertiren; dieser Umstand ließ es Chopin wünschenswerth erscheinen, die erhabenen Werke der großen klassischen Meister zu hören und zu studiren — ein Wunsch, der nur in den großen Städten des Auslandes befriedigt werden konnte, wo viel geistiges Leben herrscht. Daher wurde von Chopin's Eltern beschlossen, den Sohn bei der ersten günstigen Gelegenheit, wenn auch nur auf einige Wochen, nach Wien oder Berlin reisen zu lassen.

Die Gelegenheit dazu bot sich bald. Im Jahre 1828 wurde Professor Jarocki von Alexander von Humboldt zum Kongresse der Naturforscher nach Berlin eingeladen. Nikolaus Chopin war glücklich, seinen Sohn Friedrich einem seiner besten Freunde anvertrauen zu können, und dem Professor war es sehr angenehm, einen so liebenswürdigen, begabten jungen Mann zum Reisegefährten zu erhalten.

Von Berlin aus hatten Professor Jarocki und Chopin noch zwei Herren zu Reisegefährten, die denselben Weg zurückzulegen gedachten. Ihre langweiligen Gespräche über Politik, für die Chopin sich niemals interessirte, noch mehr aber der unaufhörliche Dampf ihrer Pfeifen, den Friedrich nicht recht vertragen konnte, wurde besonders diesem lästig. Als der eine dieser Herren erzählte, daß er, bis er einschlafe, rauche und lieber sterben als das Rauchen aufgeben wolle, stiegen Friedrich und Jarocki in das Kadriolet, um frische Luft zu genießen.

Im Städtchen Büllichau erfuhren sie, daß sie eine Stunde auf Pferde zu warten hätten. Professor Jarocki schlug seinem jungen Freunde einen Spaziergang durch das Städtchen vor, der bald beendet war. Als aber die

neueste Nachricht lautete: „Die Pferde sind noch nicht da,“ setzte sich der Professor zu einer Mahlzeit nieder — das Posthaus war zugleich ein Gasthaus — Friedrich aber ging, wie von einem Magnet angezogen, in den Nebenaal und erblickte, o Wunder, im Städtchen Jülichau einen Flügel.

Professor Jarocki, der durch die offene Thür schauen konnte, lachte in sich hinein, als Chopin das Instrument öffnete, welches sehr wenig äußerliche Reize besaß; auch Chopin betrachtete es mit geheimem Zweifel; aber nachdem er einige Akkorde angeschlagen hatte, jubelte er höchlich überrascht: „O santa Caecilia, der Flügel ist sogar gestimmt!“

Nur der leidenschaftliche Musiker weiß, was es heißt, einige Tage in dem Postwagen gefessen zu haben und nun plötzlich ganz unerwartet auf einer Station ein gutes Instrument zu finden, auf dem man spielen darf.

Unser Friedrich kam also recht *con amore* in's Improvisiren, ohne auf seine Umgebungen zu achten. Der eine der Reisenden, angelockt durch die holden Klänge, tritt hinter Chopin's Stuhl und lauscht, während Chopin dem Professor Jarocki auf Polnisch zuruft: „Nun wollen wir bald sehen, ob mein Zuhörer ein Kenner ist oder nicht.“

Friedrich beginnt seine Phantasie über polnische Lieder (Op. 13). Der Reisende, ein Deutscher, steht wie versteinert da. Mit ganzer Seele vertieft er sich in diese für ihn neue Musik voll wunderbaren Reizes. Seine Augen verfolgen mechanisch jede Bewegung der feinen Hände des Spielers; er hat Alles um sich her vergessen, sogar seine beste Freundin, die Pfeife, die ihm ausgegangen ist, ohne daß er es gemerkt hat.

Leise treten auch die andern Reisenden herein, und zugleich erscheinen durch eine Seitenthüre der lange Posthalter mit seiner kugelrunden Gemahlin, hinter ihnen ihre zwei hübschen Töchter.

Friedrich beachtet sein Publikum nicht; im Zwiegespräch mit seiner Muse vertieft, hat er vergessen, daß er sich im Posthause befindet und daß er bald abreisen muß.

Immer seelenvoller und zarter wird des jungen Künstlers Spiel; klingt es doch, als ob Esen im Mondlicht ihre süßesten Weisen fängen; mit vorgelegtem Kopfe, ganz Ohr, steht Jeder da; eben quellen unter Chopin's Fingerspitzen die elegantesten Arabesken hervor, da ruft eine Stentorstimme, daß die Fenster zittern:

„Angespannt, meine Herren!“

„Nichtsnuziger Störenfried!“ braust der Postmeister auf, während das Damenkleblatt dem Postillon zornfunkelnde Blicke zuschleudert. Chopin springt von seinem Plage auf, aber im Nu ist er von seinen Zuhörern umringt und aus jedem Munde kommt die Bitte: „Spielen Sie weiter, weiter,

bester Herr; beenden Sie wenigstens das herrliche Musikstück, welches wir ohne den Eintritt dieses unseligen Menschen gewiß ganz gehört hätten.“

„Aber“, entgegnete Friedrich, nachdem er seine Uhr zu Rathe gezogen, „wir sitzen schon mehrere Stunden hier und sollten bald in Posen sein!“

„Bleiben Sie, spielen Sie, herrlichster junger Künstler; ich gebe Ihnen Kurierpferde, wenn Sie noch verweilen,“ ruft der Posthalter.

„Lassen Sie sich erbitten!“ beginnt die Frau Posthalterin und droht fast mit einer Umarmung — was konnte Friedrich also Anderes thun, als sich wieder an das Instrument zu setzen und weiter zu spielen?

Der Hausdiener erscheint, als Chopin eine Pause macht, mit Wein und Gläsern; die Töchter des Hauses bedienen zuerst den Künstler, dann die andern Reisenden, und der Posthalter bringt „dem Liebhaber Polyhymnia's“ wie er sich ausdrückt, ein Lebehoch, in welches Alle einstimmen. Einer der Anwesenden (vielleicht der Kantor aus der Stadt) kommt jetzt auf Chopin zu, und seine Stimme bebzt vor Rührung, als er anhebt:

„Herr, ich bin ein alter, gründlich gebildeter Musiker; ich spiele auch Klavier, deshalb weiß ich Ihre Meisterleistung zu schätzen; wenn Mozart zugehört hätte, würde er Ihnen die Hand gedrückt und „Bravo“ zugerufen haben; ich unbedeutender Mann wage das gar nicht!“

Die dankbaren Damen füllten die Wagentaschen mit dem Besten, was das Haus an Gewaaren besaß, und vergaßen auch nicht, einige Flaschen guten Wein beizufügen.

Der Posthalter pries sich glücklich und voller Begeisterung; er sprach mit Thränen in den Augen:

„Ich werde an den Künstler Friedrich Chopin mit Begeisterung denken, so lange ich lebe!“

Als Friedrich endlich, nachdem er noch eine Mazurka vorgetragen, das Posthaus verlassen wollte, umfaßte der riesige Posthalter den jungen Künstler und trug ihn in den Wagen.

Noch in späteren Jahren erinnerte sich Chopin mit Vorliebe an dieses Reiseinternermezzo, das ihm wie ein gutes Omen bei Beginn seiner Künstlerlaufbahn begegnet war. Oft erzählte er, daß er, gleich den alten Münstrels, die von Burg zu Burg mit ihrer Laute zogen und als Ehrensold gute Bewirthung empfangen, in Züllichau sich Kuchen, Früchte und guten Wein erspielt habe, und oft versicherte er in Stunden der Geselligkeit seinen intimsten Freunden, daß ihn das größte Lob, von der Presse gesendet, nicht mehr erfreut habe, als die naive Huldigung des Rauchers, dem über seinem eifrigen Zuhören die Pfeife ausgegangen sei.

5. Chopin und Franz Liszt.

Einst wurde Chopin in einer Gesellschaft gebeten, eines seiner letzten Werke vorzutragen; auch Liszt vereinigte seine Bitte mit denen der Anderen.

Als Chopin sich an den Flügel setzen wollte, bemerkte er, daß die Pedale fehlten; die Wirthin des Hauses erinnerte sich, daß dieselben zum Reparatueur geschickt worden und noch nicht zurückgebracht waren.

Als Liszt das hörte, rief er lachend:

„Ah, diese sollen sofort ersetzt werden, und zwar durch mich selbst!“

Wirklich kroch Liszt unter den Flügel, und während Chopin's Spiel knieend, ersüllte er vollständig die Funktion der Pedale.

Eine Jahre später, im Juni 1843, hatte sich in Nohant eine große Anzahl Künstler versammelt. Unter diesen befand sich wiederum Liszt, die berühmte Pauline Viardot-Garcia, deren unübertreffliches Talent in idealischem Ausdruck sie zur besten Interpretin der polnischen Gesänge Chopin's machte; ferner der Maler Eugène Delacroix, mehrere der besten Schauspieler und hervorragende Persönlichkeiten aus der literarischen Welt. Die Dame des Hauses, ihr Sohn, ihre Tochter und einige Ehepaare aus der Nachbarschaft vervollständigten die Gesellschaft. Alle waren noch in den Jahren, wo man enthusiastisch für die Kunst und voll Hoffnungen ist.

Eines Abends, als die ganze Gesellschaft im Salon versammelt war, spielte Liszt ein Chopin'sches „Nocturne“, erlaubte sich aber einige Verzierung.

Chopin's zartes, geistvolles Antlitz zeigte noch die Spuren seiner unlängst überstandenen Krankheit und verrieth Unruhe; endlich war er nicht mehr fähig, sich zu beherrschen, und sagte mit der ihm zu Zeiten eigenen Kaltblütigkeit zu Liszt:

„Ich bitte Dich, lieber Freund, wenn Du mir die Ehre erweist, Etwas von meinen Kompositionen zu spielen, so spiele sie entweder so, wie sie geschrieben sind, oder spiele etwas Anderes.“

„Na, da spiele selbst,“ entgegnete Liszt, etwas verlezt scheinend, und stand vom Pianoforte auf.

„Sehr gern,“ sagte Chopin. In demselben Augenblicke fiel eine Motte in die Lampe und verlöschte sie. Man wollte die Lampe wieder anzünden, da rief Chopin:

„Nein, im Gegentheil, löscht alle Lampen aus; das Licht des Mondes genügt zu meinem Spiele vollkommen.“

Hierauf begann er zu improvisiren und spielte fast eine volle Stunde. Aber wie? Das kann man nicht beschreiben, denn die Empfindungen, die Chopin's Zauberhände hervorriefen, lassen sich nicht mit Worten schildern.

Als er das Klavier verließ, glänzten Thränen in den Augen seiner Zuhörer; auch Liszt war innig gerührt, umarmte seinen Freund Chopin leidenschaftlich und sagte in herzlichem Tone:

„Ja, mein Freund, Du hast Recht; Werke von solchem Geiste, wie der Deine, sollen nicht angerührt werden; jede eigenmächtige Veränderung bringt ihnen nur Schaden. Du bist ein echter Poet!“

„O, so ist es nicht,“ gab Chopin mit Lebhaftigkeit zur Antwort. „Jeder von uns besitzt seine eigene Art, darin liegt der ganze Unterschied zwischen uns Beiden. Du weißt selbst recht gut, daß Niemand in der Welt Beethoven und Weber besser spielt als Du. Ich bitte Dich sehr, spiele uns das Adagio aus der Cis-moll-Sonate von Beethoven, aber ordentlich und so, wie Du es spielen kannst, wenn Du Lust dazu hast.“

Liszt begann das Adagio zu spielen; wieder zeigte sich Erregung unter den Zuhörern, aber in einer ganz andern Art; man weinte auch, aber nicht so süße Thränen, wie sie eben nur Chopin herborzulocken wußte.

Einige Tage nachher waren die beiden Künstler wieder als Gäste in einem Salon versammelt.

Liszt bat Chopin, zu spielen; derselbe ließ sich zunächst etwas nöthigen, ging dann aber darauf ein.

Jetzt verlangte Liszt, daß alle Lichter ausgelöscht und die Vorhänge an den Fenstern zugezogen würden, damit es vollständig finster sei. Man entsprach dem Wunsche des Künstlers. In dem Augenblicke, in welchem sich Chopin zum Spielen hinsetzte, raunte ihm Liszt Etwas in das Ohr und nahm Platz am Klavier. Chopin entfernte sich ein wenig und setzte sich auf den ersten besten Lehnstuhl am Fenster, nicht im Entferntesten die Absicht ahnend, die sein Freund hatte.

Liszt begann ungefähr in derselben Weise zu improvisiren, wie Chopin an jenem Abend, und zwar mit solcher Treue in Bezug auf Empfindung und Eigenthümlichkeit des Stils, daß es unmöglich war, nicht getäuscht zu werden. Man gewahrte unter den Zuhörern dieselben Zeichen der Erregung. Als das Entzücken bis auf das Höchste gestiegen, zündete Liszt die auf dem Flügel befindlichen Lichter an.

Ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens tönte aus dem Zuhörerraume.

„Was, das sind Sie?“

„Wie Sie sehen,“ lachte Liszt.

„Aber wir waren fest überzeugt, daß Chopin spielte.“

Auf diese witzige Art hatte sich Liszt an seinem gefährlichen Nebenbuhler gerächt.



Vom Seile gehängt!



4. Getreu bis zum letzten Athemzuge!

Bei den Seiltänzern.

In einem schönen Septembertage des Jahres 1836 war es, als mehrere vornehme Damen und Herren die Brücke überschritten, die über die Seine nach dem Schlosse St. Cloud und durch einen Seitenweg in den Schloßpark führt.

Während sich die Gesellschaft auf einer Bank niedergelassen hatte, vernahm man von fern Trommelwirbeln und Trompetengeschmetter, dazwischen tolles Lachen und wüßtes Geschrei.

„Was ist das für Lärmen in dem sonst so stillen Parke?“ fragte Gräfin Plater.

„Fürchten Sie sich?“ scherzte einer der männlichen Begleiter.

„Wenigstens beunruhigt es mich,“ antwortete die Gräfin.

„Seien Sie unbesorgt,“ bemerkte Gräfin Delphine Potocka, „es ist heute der Jahrmart von St. Cloud.“

„Jahrmart?“ fragten Alle.

„Gewiß,“ ergänzte die junge Dame; „wir sind im September und da halten die Einwohner von St. Cloud seit vielen Jahren regelmäßig ihren Jahrmart ab.“

„Nun, da schlage ich vor, daß wir uns das Volksfest auch mit ansehen; wir riskiren dadurch zwar einen kleinen Umweg, indeß kommen wir immer noch rechtzeitig nach Hause, um dem schwärmerischen Spiele unsers Fremdes lauschen zu können.“

Der Vorschlag der Gräfin Plater fand allgemeinen Anklang. Schon wollte man sich zum Weitergehen anschicken, als Gräfin Delphine Potocka darauf hinwies, daß man doch Liszt und Chopin an dieser Stelle, wie versprochen, noch erwarten müsse.

„Wo sie nur bleiben mögen!“ sagte der lustige Sänger Lablache; „gewiß hat sich Chopin wieder in seine neueste Mazurka vertieft und Freund Liszt repräsentirt das aufmerksame Publikum.“

„Chopin spielt seine polnischen Tänze aber auch unübertrefflich,“ betonte Gräfin Potocka.

„Unübertrefflich?“ fragte Lablache ironisch.

„Sicher! Denken Sie sich, vor einiger Zeit waren in einem Privat-zirkel die großen Künstler Liszt, Chopin und Hiller zusammen. Man unterhielt sich sehr lebhaft über Nationalmusik. Chopin behauptete, daß, wer nicht in Polen geboren sei, nicht den Duft seiner Wiesen und Felder eingefogen habe, auch nicht den richtigen Sinn und das Gefühl für diese Volksklänge haben könne. Liszt schlug vor, die bekannte Mazurka „Noch ist Polen nicht verloren“ zu spielen. Zuerst setzte sich Liszt an das Instrument, nach ihm spielte Hiller das Stück. Jeder hatte es anders aufgefaßt, folglich auch anders ausgeführt. Zuletzt spielte Chopin diese Mazurka. Als er geendet, mußten beide Rivalen zugestehen, daß sie sehr weit entfernt davon seien, den Geist der Mazurka so zu verstehen, wie er selbst. Und da zweifeln Sie noch, daß Chopin im Vortrag seiner polnischen Tänze unübertrefflich ist?“

„Es scheint, als lebe für Sie nur ein Künstler — Chopin! Aber es existiren auch noch andere Virtuosen. Ich erinnere zum Beispiel an Franz Liszt, der durch sein Spiel alle Herzen im Sturme erobert und in seinem Genre ebenfalls ohne Nebenbuhler dasteht.“

Gräfin Potocka wollte auf diese Worte des Sängers Einiges erwidern, als auf der Chaussee ein Wagen herangefahren kam, der offenbar die Richtung nach der Brücke einschlug.

Es war so. Jetzt hielt der Wagen an, der noch jugendlich Franz Liszt sprang heraus und reichte den Damen zum Aussteigen die Hand. Dann schritten die Neugekommenen der uns bereits bekannten Gruppe zu. Man begrüßte sich gegenseitig und schlug den Weg nach dem Jahrmärktsplatz ein, wo unter Bäumen und Zelten vielerlei Sachen zum Verkauf ausboten wurden und wo die Kleinbürger von Paris lustig zechten. Auch Leierkasten, Wachsfigurenkabinette und Marionettentheater fehlten nicht und eine Seiltänzergesellschaft vervollständigte die Reihe der Volksfestbelustigungen.

Eben bewunderte man von Weitem ein junges Mädchen, das auf dem Seile ihre Kunststücke ausführte, als plötzlich der Ausruf „Vom Seile gestürzt!“ ertönte.

Gräfin Potocka drängte sich durch die Menschenmenge, um zu dem unglücklichen, bewußtlos am Boden liegenden Mädchen zu gelangen; die andern Damen und Herren folgten nach. Während der Direktor und der Spaßmacher der Seiltänzergesellschaft die Ohnmächtige umstanden, kniete Gräfin Potocka neben ihr, legte das Haupt der Unglücklichen auf ihren Schoß und bat die Umstehenden, Wasser zu holen und einen Arzt herbeizuschaffen.

Liszt sprang fort und kam schnell und Eißig mit Wasser und während Chopin voll Theilnahme der Werkthätigkeit seiner Schülerin zuschaute.

Auch der Arzt stellte sich ein. Er erklärte, daß das junge Mädchen einen Fuß gebrochen habe. Als dies Gräfin Potocka hörte, wandte sie sich an Lablache und Chopin mit der Bitte, für die Unglückliche eine Geldsammlung zu veranstalten.

Sofort holte Lablache den Leierkasten herbei, der wenige Minuten vorher die Kunststücke der Seiltänzerin begleitet hatte. Chopin spielte und seine Schülerin sang. Dann wanderte sie mit Lablache herum und bat um eine Gabe für das arme Mädchen.

Das Ergebnis der Sammlung war ein sehr günstiges.

Als die uns bekannten Damen und Herren ihren Rückweg antraten, und man die Menschenliebe von Gräfin Potocka rühmend anerkannte, sagte Chopin tiefbewegt zu seiner Schülerin:

„Gräfin, Sie haben hinreißend schön gesungen, so schön, daß ich wünschen möchte, mit diesen Klängen einst hinübergeleitet zu werden in die ewige Heimat. Versprechen Sie mir, ehe mich der Flügelschlag des Todes berührt, ein letztes Lied zu singen, das meine Seele empfortragen wird zu den ewigen Harmonien der Schöpfung.“

Die Gräfin hatte keine Antwort — stumm reichte sie dem trübgestimmten Künstler die Hand.

Die letzte Bitter.

Dreizehn Jahre später! Wir stehen an dem Sterbelager eines Künstlers. In den ersten Tagen des Octobers 1849 verschlimmerte sich Chopin's Krankheit so, daß er nicht mehr aufrecht sitzen konnte. Seine Verwandten wurden von dem Zustande des Kranken benachrichtigt und sofort eilte Chopin's älteste Schwester, Louise, zu dem geliebten Bruder, begleitet von ihrem Gatten und ihrer Tochter. Das Wiedersehen von Bruder und Schwester war ein tiefschmerzliches!

Fünf Jahre früher hatte Louise den theuern Bruder ebenfalls in schwerer Krankheit gepflegt und dann noch einige Wochen mit ihm in Nothart verlebt; dieses Mal erkannte sie, daß er nur noch kurze Zeit der liebevollen Sorgfalt bedürfen werde. Sobald er sich frei von Schmerz fühlte, konnte er noch heiter und hoffnungsvoll sein. Er ließ sogar eine neue Wohnung für sich miethen und gab genau an, wie er sie eingerichtet haben wollte.

Endlich nahten die letzten Augenblicke!

Seine schwer bekümmerte Schwester und sein treuer Schüler Gutmann verließen ihn keine Minute.

Die Gräfin Delphine Potoda, die damals fern von Paris weilte, hatte kaum von dem hoffnungslosen Zustande des verehrten Meisters gehört, als sie die Reise antrat, um von dem auf immer Scheidenden Abschied zu nehmen.

In dem an Chopin's Schlafgemach anstoßenden Zimmer befanden sich einige seiner Freunde, die den Sterbenden, dessen Stimme schon den Klang verloren hatte, noch einmal sehen wollten, ehe er die Augen für immer schloß. Am 15. October — es war Sonntag und auf den Straßen stiller als gewöhnlich — quälten ihn die heftigsten Schmerzen, aber dennoch versuchte er denen, die sein Lager umstanden, zuzulächeln. Als er die Gräfin Potoda gewahrte, bat er sie leise, ihm Etwas vorzusingen. Mit großer Selbstbeherrschung unterdrückte sie ihre Thränen und sang mit glodenreiner, vibrierender Stimme die Hymne an die heilige Jungfrau von Stradella, so schön und weisevoll, daß der Sterbende, ein Künstler und Bewunderer des Schönen bis zum letzten Hauche, entzückt flüsterte:

„O, wie ist das schön! Mein Gott, wie schön! Noch einmal, bitte, noch einmal, bitte!“

Die Gräfin setzte sich an den Flügel und sang eben so weisevoll einen Psalm von Marcello.

Die am Sterbelager Stehenden sahen, daß Chopin von Sekunde zu Sekunde schwächer wurde; sie sanken geräuschlos auf die Kniee. In dem Gemach herrschte ernste, feierliche Stille, nur die wundervolle Stimme von

Delphine Potocka tönte wie der Gesang eines Engels, der gekommen schien, die Seele des edlen Meisters zu den Gefilden der Seligen zu tragen; jeder der Anwesenden unterdrückte sein Schluchzen, um dem Scheidenden die letzte Freude, die Freude an schönem Gesange, nicht zu stören.

Es war gegen Abend — die am Lager des Bruders knieende Schwester betete und weinte. Am nächsten Morgen fühlte sich Chopin anscheinend etwas besser. Er verlangte die letzte Delung. Als diese Handlung vorüber war, winkte er Jeden einzeln an sein Bett, segnete ihn und empfahl ihn Gott.

Von jetzt an verlor er die Sprache gänzlich und schien seine Umgebung nicht mehr zu kennen. Aber einige Stunden später flammte der poetische Geist des sterbenden Tondichters noch einmal auf. Die Sprache stand ihm wieder zu Gebote; er wandte sich an den Priester und wollte mit ihm beten. Als der Priester die Litanei sagte, wiederholte Chopin mit klarer Stimme jedes Wort, während sein Haupt auf Gutmann's Schulter ruhte.

Nachdem seine Glieder bereits von der Kälte des Todes berührt wurden, fragte er noch: „Wer ist bei mir?“ Hierauf bat er um Wasser, und als er seine Lippen damit benetzt hatte, neigte er den Kopf und küßte die Hand des ihn unterstützenden Schülers. Dann senkte er noch einmal auf, als sei er von einer Last befreit, und schloß die Augen auf immer! —

Die Glocken der Weltstadt verkündeten in diesem Augenblicke die dritte Morgenstunde des siebzehnten Oktobers 1849.

Die Verehrung, die der polnische Komponist für den großen deutschen Tondichter Mozart stets empfunden, hatte ihn auch in seinen letzten Lebenstagen bestimmt, den Wunsch zu äußern, daß zu seiner Seelenmesse keine andere Musik ertönen solle, als Mozarts erhabenes Requiem.

Als die Ueberreste des Verstorbenen in das Grab gesenkt wurden, streute man polnische Erde auf seinen Sarg. Es war dieselbe Erde, die sich der Heimgegangene vor neunzehn Jahren aus seinem Geburtsorte zum Andenken an sein geliebtes Vaterland mitgenommen. Er hatte sie stets pietätvoll aufbewahrt und kurz vor seinem Ende noch die Bitte ausgesprochen, daß — sollte er nicht in polnischem Boden ruhen — man seinen Sarg wenigstens mit dieser Erde bedecken möge.

Das Herz Chopin's, das stets in heiliger Liebe für sein Vaterland glühte und aus Sehnsucht nach diesem so viel gelitten hatte, wurde auf seinen Wunsch dem Lande übergeben, über welchem ihm die Sonne seiner glücklichen Jugend gestrahlt hatte; es ist interimistisch in der Heiligen Kreuzkirche in Warschau aufbewahrt.